

Prof. Dr. Rolf Schieder, *Theologische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin*

10. Sonntag nach Trinitatis, 25. August 2019, 18 Uhr

Predigt über Mk 12, 28 – 34

Gnade sei mit Euch und Friede, von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Der Predigttext für den diesjährigen Israelsonntag findet sich im Evangelium des Markus im 12. Kapitel:

„Und es trat zu Jesus einer der Schriftgelehrten, der ihnen zugehört hatte, wie sie miteinander stritten. Als er sah, dass er ihnen gut geantwortet hatte, fragte er ihn: Welches ist das höchste Gebot von allen? Jesus antwortete: Das höchste Gebot ist das: ‚Höre Israel, der Herr, unser Gott, ist der Herr allein, und du sollst den Herrn, deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit all deiner Kraft.‘ (Dt. 6,4-5) Das andere ist dies: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. (Lev 19,18) Es ist kein anderes Gebot größer als dieses. Und der Schriftgelehrte sprach zu ihm: Ja Meister, du hast recht geredet! Er ist einer, und ist kein anderer außer ihm; und ihn lieben von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt und mit aller Kraft und seinen Nächsten lieben wie sich selbst, das ist mehr als alle Brandopfer und Schlachtopfer. Da Jesus sah, dass er verständig antwortete, sprach er zu ihm: Du bist nicht fern vom Reich Gottes. (Und niemand wagte mehr ihn zu fragen.)“

Liebe Gemeinde, das ist ein Predigttext, der ausgezeichnet zum Israelsonntag passt, denn er zeigt uns eindrücklich, dass das christliche Doppelgebot der Liebe seine Wurzeln im Alten Testament hat. Der Text zeigt uns auch, dass Jesus Jude war und mit der Heiligen Schrift bestens vertraut. Irritierend ist nun freilich Folgendes: Während im Predigttext sich Jesus und der Schriftgelehrte darin einig sind, dass es nur einen einzigen Gott gibt, hat sich in der christlichen Tradition die Überzeugung herausgebildet, dass Gott sich auf dreifache Weise den Menschen gezeigt hat – unter anderem in Jesus Christus selbst. Wie passen der jüdische Monotheismus und die christliche Trinitätslehre zusammen? Worin stimmen sie nach wie vor überein, wo gibt es Unterschiede? Ich möchte diese sehr grundsätzlichen Fragen so diskutieren, dass ich drei fiktive Personen darüber diskutieren lasse: einen Juden, einen Christen und einen Skeptiker, die sich als heutige Zeitgenossen über den Predigttext unterhalten.

Der Skeptiker beginnt das Gespräch mit der Frage: Worin genau liegt denn der Vorzug Eures Monotheismus? Sind viele Götter nicht besser als nur einer?

Darauf der Jude: Meine Vorfahren wollten sich von der herrschenden römischen Religion unterscheiden. Die Römer kannten eine Unzahl von Göttern, die in allen möglichen Lebenslagen angerufen wurden: Da gab es den Jupiter Pistor, der für gelingendes Brotbacken zuständig war, und die Vesta, die auf das Feuer achtete. Juno Moneta sorgte für den beständigen Wert der Münzen und Ceres für die Fruchtbarkeit. Die römischen Götter zeichneten sich durch ihre Nützlichkeit aus. Letztlich dienten sie dem Wohlergehen ihrer Verehrer.

Der Christ stimmt zu und weist darauf hin, dass der fehlende Respekt vor den Göttern auch eine bemerkenswerte Menschenverachtung nach sich zog. Zumal den politischen Eliten galt ein Menschenleben wenig. Der Kaiser selbst hielt sich für Gott. Die Kreuzigung eines leidenden Gerechten war ihm herzlich egal – auch die Behauptung eines Paulus, dass nicht der Kaiser, sondern der Gekreuzigte der wahrhafte Herr ist.

Der jüdische Gesprächspartner weist den Skeptiker dann noch auf Folgendes hin: Der antike Polytheismus war von Selbstanbetung, Menschenverachtung und Schicksalsgläubigkeit geprägt. Es hat mich nicht wenig verwundert, dass in den letzten Jahren ausgerechnet deutsche Intellektuelle erneut ein Lob des Polytheismus angestimmt haben. Dieser verspreche eine heitere, fröhliche Vielfalt. Der Monotheismus hingegen gebäre notwendig rücksichtslose Gewalt. Als Jude würde ich gerne daran erinnern, dass im 20. Jahrhundert ausgerechnet jene Deutschen, die den vielen germanischen Göttern Sympathie entgegenbrachten, kein Problem damit hatten, Millionen von Mitbürgern, die an den einen Gott glaubten, gnadenlos zu ermorden. Dass Polytheisten friedlicher seien als Monotheisten klingt aus dem Munde von Deutschen in meinen Ohren wie Hohn.

Ok, Ok, OK, sagte der Skeptiker. Ich habe verstanden, dass Polytheismus keine vernünftige Option ist. Aber mit der Kritik des Polytheismus habt Ihr noch keineswegs den Wert Eures Monotheismus erwiesen. Die Konsequenz aus Eurer Polytheismuskritik ist für mich, an gar keinen Gott mehr zu glauben. Ich glaube an die Freiheit, die Vernunft und das Gute im Menschen. Das ist vollkommen ausreichend, um ein menschenwürdiges Leben zu führen.

Das wollen wir nicht bestreiten, sagte der Christ. Trotzdem besteht allzeit die Gefahr der Selbstvergottung des Menschen. Wenn es keinen Gott gibt, dann setzt sich eben der Mensch an dessen Stelle.

Ganz richtig, sagte der Jude. Indem wir die Stelle des Absoluten, die Stelle des Unbedingten für Gott reservieren, haben wir eine Versicherung dagegen, dass nicht alles Mögliche zum Gott gemacht werden kann. Ich traue dem Humanismus deswegen nicht, weil in dem Moment, wo der Mensch sich selbst, seinen Willen, seine Rasse, seine Nation absolut setzt, er sich zu entsetzlichen Taten ermächtigt sieht. Tut mir leid, dass ich Euch schon wieder daran erinnern muss, was uns die Faschisten angetan haben.

Darauf der Skeptiker: Wenn ich mich auf euer Argument einmal einlasse, dann wäre aber lediglich ein Gott nötig, der zwar die Position eines Allmächtigen besetzt, dessen Funktion sich darin aber auch erschöpft hätte. Um die Menschheit vor Machtmissbrauch zu schützen, nehmen wir an, dass es einen Gott gibt. Aber es wäre dann ja ausreichend, zu wissen, dass es Gott gibt. Was er genau ist, darf dann offen bleiben. Der unendliche Gott kann ja vom endlichen Menschen ohnehin nicht erfasst werden. Gott wäre dann eine Sehnsucht. Einer, der uns gerade als Abwesender daran erinnert, was uns alles noch zu einem guten Leben fehlt. Eine negative Theologie eben. Aber Euer Gott ist ja gar nicht der Unbedingte und der Unendliche und das Ganze. Er ist im Gegenteil höchst partikular und geradezu lächerlich menschlich.

Darauf der Christ: Das ist tatsächlich die Pointe unseres Gottesglaubens: Gott ist nicht nur ein abstrakter Garant gegen menschliche Überheblichkeit, über den man ansonsten nichts weiter sagen kann. *Die Grundbewegung des unendlichen Gottes ist seine Selbstverendlichung.* Nicht wir kommen in den Himmel, sondern Gott kommt auf die Erde. Nicht wir sollen uns zu Göttern machen, sondern Gott selbst wird Mensch. Der Unendliche verendlicht sich selbst – aber gerade in dieser Bewegung wird er erst wirklich unendlich. Denn sonst stünde ja das Endliche dem Unendlichen unvermittelt gegenüber und wäre so selbst ein nur Endliches. Nun aber sind Unendliches und Endliches aufeinander bezogen: eins kann ohne das andere nicht mehr sein.

Der jüdische Gesprächspartner stimmt zu: Eben diese Selbstverendlichung Gottes ist die Befreiung des Menschen. Der Mensch wird zur Menschlichkeit befreit. Er muss sich nicht zur Göttlichkeit bestimmen. Das Jenseits ist leer. Gott ist anwesend, hier, gegenwärtig, mitten unter uns – oder er ist gar nicht. Zu diesem gegenwärtigen Gott kann man sich nicht mehr nur wie ein Zuschauer verhalten. In der Beziehung

zu dem einen Gott geht es nicht um dies und das, sondern immer ums Ganze! Mit dem einen, gegenwärtigen Gott kommt nicht nur die Frage nach dem Sinn des Daseins überhaupt, sondern auch die Frage nach dem Sinn meines ganz individuellen Lebens ins Spiel.

Der Christ knüpft daran an: Christen verbinden mit dem einen Gott eine bestimmte Erinnerung: es ist die Erinnerung daran, dass Gott Mensch geworden ist. Der *eine* Gott wurde *ein* Mensch: Jesus von Nazareth. Der Schöpfer des Himmels und der Erde wollte seinen Geschöpfen nicht mehr als ein Fremder gegenüberstehen. Er wollte nicht mehr der Absolute und Unendliche sein, sondern ein Gott, der als der Eine das Andere, als der Unbedingte das Bedingte, als der Unendliche das Endliche integriert und gerade so zeigt, dass er ein Gott in Beziehung ist.

Der Jude fragt zurück: Und wie vermeidest Du den Vorwurf des Polytheismus? Jesus sagt in unserem Text ausdrücklich, dass es nur einen Gott gibt. Ihr aber habt aus dem Einen Drei gemacht. Wer soll das verstehen?

Der Christ gibt sich alle Mühe: Unser Gott ist nicht nur ein Gott in Beziehung, er ist auch ein Gott in Bewegung. Es geht hier nicht um Zahlen, sondern es geht um die Lebendigkeit Gottes. Gott wird endlicher Mensch. Am Karfreitag stirbt Gott als Endlicher. Aus diesem ungeheuerlichen Gedanken vom Tod Gottes folgt aber gerade nicht, dass die Welt von nun an gottverlassen ist. Aus dem Tod Gottes resultiert der Tod des Todes. Wenn Gott das Ein und Alles sein soll, dann kann es nichts und niemanden in diesem Universum geben, der und das nicht auf die eine oder andere Weise in ihm aufgehoben ist – selbst der Tod, den wir als Feind des Lebens wahrnehmen. Mit der Vorstellung von der Menschwerdung Gottes verbindet sich die Vorstellung von einer nicht nur behaupteten Allmacht, sondern einer verwirklichten, die aber nur über den Weg erlittener Ohnmacht errungen werden kann. Begriffe wie das Sein, die Welt, das Ganze, das All – aber eben auch der Begriff Gott - sind ganz und gar leere und abstrakte Begriffe, wenn ihre Wirklichkeit – also ihre Wirkung – nicht *im Einzelnen* gezeigt werden kann. Wenn Gott tatsächlich als der Allmächtige gedacht werden soll, dann muss in jedem Geschöpf der Schöpfer gegenwärtig sein. In jedem Menschen begegnet uns dann Gott.

Der jüdische Gesprächspartner betont noch einmal die Gemeinsamkeit zwischen Christentum und Judentum: Gerade deshalb bilden ja für uns Gottes- und Nächstenliebe eine Einheit. Wer behauptet, Gott zu lieben, der muss auch seinen Nächsten lieben. Dabei muss der Nächste übrigens nicht unbedingt ein Mensch sein. Auch die Tiere und die gesamte Schöpfung sind denen, die an den Einen Gott glauben, zur Sorge anvertraut. Mit dem Glauben an den Einen Gott kommt auch die Verantwortung für die Eine Welt zu Bewusstsein. Angesichts des Klimawandels können wir es uns nicht mehr leisten, die Welt in eine Vielzahl von unzusammenhängenden Wirklichkeiten aufzuspalten, in der jeder einzelne Mensch nur seinem egoistischen Gen gegenüber Verantwortung trägt, sich aber ansonsten selbst zum Gott machen darf, zum Nabel der Welt, um den sich alles zu drehen hat.

Der Skeptiker - nachdenklich: In der Tat, die Klimakrise ist nicht nur ein naturwissenschaftliches und ein politisches Problem. Sie ist auch ein spirituelles Problem: denn wer sich selbst und seinen eigenen Bauch zum Gott erklärt, dem ist Verantwortung für die eine, ganze Welt nicht zu vermitteln. Man muss schon daran glauben, dass man selbst Teil eines größeren Ganzen ist, mit dem man in Beziehung steht. Wer sich als Menschen nicht in Beziehung auf das Ganze und damit für das Ganze verantwortlich fühlt, mit dem wird der Kampf gegen den Klimawandel nicht zu gewinnen sein. Ein Gefühl schlechthinniger Verantwortung für die Zukunft dieser einen Welt ist dafür unerlässlich. Und doch ist und bleibt „Gott“ für mich eine bloße Einbildung. Gott ist eine Erfindung des Menschen. Warum sollte ich an ihn glauben?

Darauf der Jude: Tatsächlich ist „Gott“ eine menschliche Idee. Ebenso wie „die Welt“, „die Natur“, „die Freiheit“ menschliche Ideen sind. Es gibt viele Möglichkeiten, sich einen Reim auf das Ganze der Wirklichkeit zu machen. Die entscheidende Frage lautet: Entspricht der Idee eine Wirklichkeit? Unser Text gibt nun eine verblüffende Antwort. Er sagt nämlich: Das kommt auch auf uns an! Könnten Menschen Gott nicht denken, dann gäbe es keinen Gott. Der Vorwurf von Atheisten, dass Gott doch nur ein Produkt menschlichen Denkens sei, ist gar kein Vorwurf, sondern Grundvoraussetzung allen Nachdenkens über Gott. Ohne meine Aktivität, ohne meinen Wunsch, zu Gott eine Beziehung aufzubauen, geschieht gar nichts. Unser Text macht das sehr klar: Herz, Seele, Gemüt, alle unsere intellektuellen Potentiale müssen aufgewendet werden, damit Gott Wirklichkeit für uns werden kann. Wenn wir ihn nicht suchen und lieben, dann kann Gott nicht in uns wirken. So sehr achtet Gott unsere Freiheit, dass er nur als Geliebter und Erkannter unter uns sein will, nicht als donnernder, Angst einflößender Tyrann. Insofern hat Gott sich festgelegt: er hat sich den Menschen als derjenige gezeigt, der ohne sie nicht sein will. Er hat sich uns in der Natur und im Geist erschlossen – und sich mit uns auf den Weg gemacht.

Darauf der Skeptiker: Erwartet ihr nicht zu viel von den Menschen? Ist die Gottes- und Nächstenliebe nicht eine Überforderung? Ist der Mensch nicht von Natur aus ein selbstsüchtiges Wesen.

Der Christ antwortet: Das leugnen wir nicht. Wir glauben nur, dass wir nicht so bleiben müssen. Als Menschen sind wir imstande, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Wir wissen und spüren sehr genau, wenn etwas nicht stimmt, wenn Verhältnisse so sind, wie sie nicht sein sollen. Wir Menschen sind Lebewesen, die unter der Entzweiung, dem Hass, der Gier, dem Egoismus leiden. Die Entzweiung verursacht einen Schmerz, den wir nirgendwo anders hintragen können als zu Gott. Aber wenn wir das tun, dann stellt sich durchaus Trost ein – und Hoffnung, dass die Dinge nicht so bleiben müssen, wie sie sind. Gott ist gegenwärtiger als wir glauben. Daran erinnern wir Christen uns beispielsweise im Abendmahl.

Der Skeptiker - sarkastisch: Was genau hat dieses archaische Ritual mit unserem bisherigen Gesprächsgang zu tun?

Und auch der Jude ist skeptisch: Dass ihr Christen euch beim Abendmahl an das Passahmahl Jesu erinnert, finde ich ja noch in Ordnung, aber was ihr da als Opferhandlung inszeniert, das will auch mir nicht einleuchten.

Der Christ gibt sich redlich Mühe: Was tun Christen, wenn sie Abendmahl feiern? *Sie genießen die Gegenwart Gottes.* Warum ist es wichtig, Gott zu genießen? Das Liebesgebot klingt unwillkürlich nach harter Arbeit – und das ist auch gut so. Aber die Liebesbeziehung zwischen Gott und Mensch besteht nicht nur aus Sorge um Andere und in tätiger Liebe, sondern auch in Freude, in Seligkeit und im Genuss des gegenwärtigen Gottes. Eigentlich müsste jeder Gottesdienst so etwas wie „Wellness für die Seele“ sein. Ein Ort, an dem Gott genossen werden kann.

Ungläubiges Staunen beim Skeptiker: Wann immer ich in einem Gottesdienst war, habe ich davon aber herzlich wenig mitbekommen.

Der Jude schweigt höflich.

Der Christ: Ich gebe zu: bei der genussvollen Inszenierung der Gegenwart des lebendigen Gottes in unseren Kirchen ist noch viel Luft nach oben. Bis die Kirchen die Schnittstelle gefunden haben, die bei den Gottesdienstbesuchern genussreiche Resonanzen erzeugt, wird es noch eine Weile dauern. Über dem

Altarraum dieser Kirche sollte es vielleicht nicht mehr heißen: „Lasst Euch versöhnen mit Gott!“, sondern „Hier ereignet sich Versöhnung. Genießt es!“

Aber vielleicht gibt es zum Abschluss unseres Gespräches ja doch noch etwas, worauf wir uns alle verständigen können - auf einen Gottesdienst wahrhaft ökumenischen Ausmaßes. Ich meine die Musik. Als Johann Sebastian Bach auf dem Sterbebett lag, sagte er: „Ich gehe jetzt dorthin, woher mir meine Musik gekommen ist.“ Seine Musik als Gottesdienst verstanden und verstehen Juden, Christen und Agnostiker gleichermaßen und unmittelbar. Gott kann auf vielerlei Weise gegenwärtig sein – vorzüglich freilich im Schönen und im Guten und im Wahren.

Damit will ich das Gespräch zwischen den Dreien enden lassen.

Wenn wir Augen und Ohren, vor allem aber unser Herz offen halten, gibt es vielleicht mehr Gelegenheiten als wir glauben, bei denen wir Gott dem Lebendigen und Gegenwärtigen begegnen, mit ihm am Kommen des Reiches Gottes arbeiten, dann aber auch ihn genießen können.

Dazu helfe uns Gott, der Allmächtige und Barmherzige, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist. Amen.